

I warmly smile (or breathe) under this mask

Bianca Hauda

Die Silhouette einer aschblonden Surfermatte, vermutlich blaue Augen, den Dreitagebart hat man ein wenig gesehen – am Rande der Maske. Die eigene Vorstellungskraft meldet: so muss er wohl aussehen. Lambert, die klavierspielende Antilope aus Berlin, ein wahrscheinlich hübscher Typ – zumindest in meinem Kopf. Seine Musik klingt verträumt, melodisch und weich. Sie passe nicht zu seinem Gesicht, hat Lambert selber mal gesagt, und es wäre wahn-sinnig langweilig, wer hinter der Maske steckt. Oft wurde spekuliert, es wäre Jaques Palminger. Der wiederum wäre etwas älter als der Lambert, den ich mir vorstelle, aber überhaupt nicht langweilig. In unser Tierreich getreten ist die Antilope 2014 mit ihrem Album *Re-Works*, gemischt und gemastert vom Löwen der Szene, von Nils Frahm. Natürlich gab es den verdienten Erfolg und eben eine Menge Gespräche mit nicht maskierten Musikjournalist*innen wie mir. Lambert und ich haben uns zur *c/o pop* 2015 getroffen. Wir haben damals für meine EINSFESTIVAL-Sendung EINSWEITERgefragt mit ihm gedreht. Er und ich im Foyer vorm kleinen Sendesaal im WDR-Funkhaus. Es ging ums Übliche, darunter auch das Mysterium Maske. Detailliert erinnern konnte ich mich mehr ganz und habe mir deshalb das Interview nochmal angesehen. Ich wollte wissen, wie es sich als Zuschauer anfühlt, wenn man jemanden beobachtet, der ein Interview mit einem maskierten Musiker führt. Ebenfalls wollte ich mich selbst beim Führen des Gesprächs beobachten und rekapitulieren, wie es sich für mich angefühlt haben muss, einem Kopf ohne Mimik gegenüberzusitzen, einem sardischen Schutzschild. Völlig ungewohnt. Man versucht zu lesen, jede kleine Bewegung. Ich habe mich dabei beobachtet, beim Beobachten. Ich habe versucht, die Augenlöcher Lamberts Maske ganz genau zu inspizieren, probiert, um die Ecke zu gucken, das Dunkle mit einem Lichteinfall zu füllen. Wo hört die Augenbraue auf? Welche Nase und welcher Mund könnten passen? Und so habe ich mir während des Interviews mei-

nen ganz persönlichen Lambert gebaut, eben als wäre er Protagonist eines Romans, den man sich selbst erschaffen darf.

Was will er mit seiner Maske, dem Gesicht aus Leder mit den Hörnern, beim Publikum erreichen? Ich frage, obwohl mir die Antwort schon klar war. Sich maskieren, um abzulenken. Lambert will eine Bilderwelt erschaffen, die nicht über einen Personenkult stattfindet. Antilope und Naturkulissen anstatt die eines Egos, das spiegelbildlich gehyped wird. Diese Art des Auftritts konnte er sich für die echte Person, die hinter dem Pseudonym Lambert steckt, nicht vorstellen. Die lederne Antilope und das Verstecken dahinter geben ihm Sicherheit. »Lambert kann zum Beispiel in diesem Interview hier viel eloquenter antworten, als ich es könnte«, und selbst der erscheint mir eher etwas scheu. Es wäre spannend das gleiche Interview nochmal mit ihm zu führen – mit dem norddeutschen Musiker, ohne seinen sardischen Schutzschild. Ich glaube nämlich, die Antilope auf der Maske verbirgt sich nämlich in Wirklichkeit dahinter.

Der Sog nach Anonymität, sein Gesicht zu verbergen, sich zu verfremden, sich selber die Mimik zu nehmen und eben nicht der zu sein, den die engsten Freunde kennen, zieht sich durch alle Genres der Musikwelt. Das landesweit bekannteste Versteck fürs eigene Gesicht befindet sich hinter einer Pandamaske aus Plastik. Es ist DAS bestgehütete, zumindest visuelle, Geheimnis der deutschen Musikszene: Das Gesicht von Carlo Waibel, den die meisten von uns als Cro kennen. Mit seiner Maskierung war er zwei Jahre früher dran als Lambert. Beide mit der gleichen Idee. Der Wunsch, die Aufmerksamkeit auf die Musik, statt auf die eigene Person zu lenken. 2012 kam sein Debut »Raop« raus – Rap und Popmusik, das macht er bis heute. Die Pandamaske war von Beginn an sein Markenzeichen und Verbündeter. Und eigentlich hat er durch den Panda nur sein schon existierendes Pseudonym sichtbar gemacht. Denn auch vor Cro war Cro schon Cro, beziehungsweise hat er sich da noch Lyric genannt. Als dieser hat er nämlich auf der Internetplattform Reimliga Battle Arena seine ersten Mixtapes veröffentlicht. Die Persona Lyric hat er dann gegen Cro getauscht und die schwarz-weiße Panda-Maske später dann gegen den ausschließlich weißen Panda. Kurz nach dem Wechsel der Masken 2017 und zum neuen Album »tru.« habe ich mit ihm gesprochen. Ich habe das Foto rausgekratzt.

Eine Stahltreppe im Globe Theater in Neuss, schummriges Licht, links im Bild Cro, selbstbewusst hockend mit Maske und grauer Hoodie-Kapuze über dem Kopf. Eine Stufe höher, rechts hinter ihm sitze ich – mit einem Blick,

den ich nicht mag. Auch das machen Masken, sich auf Fotos besser fühlen, der Blick bleibt eben stets der Gleiche.

Es ist 2017, 1LIVE Oktoberfestival. Carlo Waibel und ich treffen uns in diesem Treppenhaus zum Liveinterview nach seinem Auftritt, weniger intim und ruhig als zwei Jahre zuvor mit Lambert. Es ging ums Jetzt, ums Album, ums Aktuelle, sicher ging es auch um die neue Maske. Ich habe das meiste dieses Interviews vergessen. Vielleicht weil ich kein Gesicht vor Augen hatte und nur eine Stimme im Kopf. Aber was ist schon eine nette Stimme ohne Mimik? Vielleicht eine, die man zurecht vergisst und die darüber teilweise gar nicht böse wäre, weil eben doch nur ihre Musik zählt?

Zuletzt hat Cro seine Pandamaske auf Fotos immer mal wieder gegen ein echtes Tier eingetauscht, das er sich vors Gesicht hält. Zum Beispiel gegen einen weißen Mischling. Angefangen hat er damit aber schon vor zwei Jahren. Da hat er sich mit einer echten Katze anstelle der Panda-Maske getarnt. Die Cro-Fans sind natürlich ausgerastet und haben in den Kommentaren die Glaubwürdigkeit des Fotos diskutiert. Die Katze selbst sah übrigens so aus, als hätte sie gern eine Maske getragen – zum Schutz vor Gesichtsverlust. Erschrocken und mit von der Kamera angeblitzten Laser-Augen.

Neuerdings wird spekuliert, Cro würde man zukünftig komplett ohne Maske sehen. Den weißen Panda hat er nämlich in einem Instagram-Video begraben. Oder bedeutet das die Ankündigung des Karriereendes? Hoffentlich nicht, aber es wäre ein würdiger Wechsel in die echte Welt des Carlo Waibels.

Anonymität ist eine Sache, warum man sich als Künstler*in zur Maske hingezogen fühlen kann. Die Privatperson verbergen und damit in den Köpfen der Fans Phantasie erzeugen. Sich selber unangreifbar zu machen, während man beispielsweise dicht an dicht in der Pariser Metro steht, auf dem Weg zum Tonstudio. Wie wahnsinnig befreiend muss das sein, wenn man dich nur mit Maske kennt und du niemals so richtig beim Schwarzfahren erwischt werden kannst, egal ob du Cro oder Daft Punk bist. Ohne Roboterhelm oder Plastikpanda bist du ein ganz normaler Bahnfahrer, du hast kein Ticket gekauft und wirst erwischt. Tant pis! Es kennt ja niemand dein Gesicht. Welch eine liberté! In unseren Köpfen sind Guy Manuel de Homem-Christo und Thomas Bangalter alias Daft Punk die perfekte Fusion aus R2D2, Vespa Fan Club und Robocop. Und Gestalten, die so aussehen, als wären sie eine Mischung aus Mensch und Maschine fahren eben keine U-Bahn. Logisch. Daft Punk haben sich ein zweites »Ich« fernab jeglicher Realität erschaffen und in diesem Universum können sie frei agieren. Laut Daft Punk ist es wie beim Lesen. Der

Autor: nicht wichtig, der Inhalt zählt! Fast so kitschig wie beim französischen Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry: »Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.«

Es gibt Musiker*innen, die würden da so nicht zustimmen. Ich erinnere mich an ein Konzert von Marilyn Manson, das ich vor Jahren mal besuchen musste. Ich sage »musste«, weil es mir heute vorkommt wie eine Mutprobe, eine Mutprobe für eine Radioreportage. Mich hat weder Mansons Musik gekickt, noch hat mich sein Aussehen fasziniert. Ich war 22 und fand das ganze Paket Gruselkabinett eher unangenehm. Aber ich war gefangen in einer dieser Probewochen beim Radio. Also fuhr ich ins imaginäre Geisterschloss Mansons, zum Konzert in eine Location irgendwo in Frankfurt. Dort angekommen musste ich mir schnell eingestehen, dass ich mich hätte vorher unsichtbar schminken sollen. Unsichtbar meint in diesem Fall sichtbar. Sichtbar zu Marilyn Manson bekennd. Weißes Gesicht, schwarz schattierte Augen, perfekte bordeauxrot geschminkte Lippen. So nämlich geht man auf ein Marilyn Manson-Konzert. Aber echte Fans haben ja Codierungsmaterial dabei. Also war ich, die Radioreporterin mit dem Mikrophon in der Hand, nach kurzer Zeit geschminkt und somit integriert.

Bis heute habe ich über dieses Konzert nicht mehr nachgedacht, mir Manson selber auch nicht mehr bewusst angeschaut. Eben habe ich ihn gegoogelt, ihn in allen möglichen Schminkvarianten betrachtet, mit schwarzem Balken über den Augen, mit Filmblut, mit den unterschiedlichsten Kontaktlinsen und komplett ungeschminkt. Bürgerlich heißt er Brian Hugh Warner, kommt aus Ohio und ist ein nicht ganz so auffälliger Typ wie sein Alter Ego Marilyn Manson. Nach einer versoffenen Nacht in einer Bar in LA sieht Brian ohne Manson-Maskierung auf Paparazzi-Fotos eben auch ganz normal verkatert und versoffen aus wie wir.

Was hat diesen Mann aus der kleinen amerikanischen Stadt Canton dazu gebracht, sich sein ganzes Leben lang mit einer Maske zu schmücken? Sein natürliches Gesicht zu verbergen, es lange Zeit nur bestimmten Personen zugänglich zu machen? Bis heute weiß ich nicht viel über Marilyn Manson. Die Musik, die er macht, ist nicht meine und blutige Gesichter ebenso nicht. Aber was ich mir anlese, macht Sinn. Er war in seiner Jugend schon großer Fan von KISS und hat sich oft so geschminkt wie sein Vorbild und Gründungsmitglied der Band, Peter Criss. Und KISS wollten sich abgrenzen. Damals mit ihren schwarz-weiß geschminkten Gesichtern vom Großteil der Rockszene Mitte der 70er. Vielleicht war das auch die Idee von Marilyn Manson, das Herausstechen aus der Musikmasse, das Auffallen. Sich selbst als Außenseiter insze-

nieren und dadurch was Besonderes werden. Für eine Menge Skandale hat er immerhin über die Jahre gesorgt. Ich denke nach. Darüber, ob die Person hinter Manson, Brian Warner, auch so gehandelt hätte wie sein Alter Ego und ob er überhaupt ein rebellischer Mensch ist, ob er Blut vielleicht nicht sehen kann?! Und darüber, ob eben dieser Mann nicht auch total froh ist, komplett frei zu sein, frei von Marilyn Manson?! Vielleicht aber, andere Theorie, hat sich Brian als eben nur Brian Warner in seiner Haut nie wirklich wohl gefühlt und deshalb die Kunstfigur Marilyn Manson erschaffen. Schlaglichter und Küchenpsychologie in meinem Kopf.

KISS und Manson gibt es mittlerweile auch aus Plastik, als Masken. Das ist unsere Möglichkeit, sich im Karneval wie ein großer Künstler zu fühlen. Oder auf Konzerten. Nicht ganz man selbst sein, Rebellentum, ein ganz besonderer Moment.

Die Vielfalt der Musiker-Masken ist ähnlich groß wie die, die uns momentan vor dem Coronavirus schützen.

Seit Ende April befindet sich die Hälfte aller in Deutschland lebenden Gesichter unter Stoff, die Bundesregierung hat die Maskenpflicht eingeführt. In der Bahn, im Supermarkt, auf Wochenmärkten, in Bibliotheken und in Arztpraxen. Wie lang wir das tun werden, das weiß zum jetzigen Zeitpunkt niemand. Demnach ist die Maske ein täglicher Begleiter geworden. Ich selbst habe mittlerweile Masken wie Kaugummis in jeder Jackentasche. Auch im Auto habe ich vorsichtshalber ein Einwegmodell gebunkert. Man weiß ja nie, wie vergesslich man morgen sein wird. Und mit so nacktem Gesicht will ja keiner mehr dastehen. Trotzdem, im schlimmsten Fall, wenn man wirklich ganz dringend eine Schachtel Kippen vom Kiosk braucht, die Blicke der anderen ertragen kann, geht es auch mit hochgezogenem T-Shirt – über Mund und Nase natürlich. Selbstredend. Das aber fühlt sich in der Tat so mies an, als würde man im Jahr 2020 noch rauchen. Ja, 2020. Wir brauchen also Masken, die von anderen akzeptiert werden und mit denen wir uns auch selbst akzeptieren. Mal davon abgesehen, dass sie vor allem schützen sollen, spielt auch der Look mittlerweile eine Rolle. Die Maske ergänzt uns und unser tägliches Erscheinungsbild. Sie passt zum Outfit oder nicht, sie ist zu klein oder zu groß, hängt oder ist zu straff. Es gibt sie als Faltmodell bei der kleinen Schneiderei um die Ecke und als glattes, an die Gesichtsform Angepasstes. Manche tragen die Space-Variante, halbe oder gar ganze Plexiglasscheiben vorm Gesicht. Ich bevorzuge Stoff und besitze mittlerweile vier verschiedene Maskenmodelle. Eine pistaziengrüne, eine fliederfarbene – beides Faltmas-

ken –, eine mit schwarz-weißen Vichy-Karos – enganliegend, und eine weiße Maske mit Statement.

»I warmly smile under this mask« steht auf dem weißen, nachhaltigen Modell. 10 Euro hat diese Maske gekostet, ein adäquater Preis für ein 25x15 cm großes Stück Stoff. Zwei Euro davon gehen an Ärzte ohne Grenzen. Das Ziel ist die Grenze von einer Million Euro zu knacken.

»I warmly smile under this mask«, in Zeiten von Corona zeigt man ebenso seinen Charakter. Ich spende und ich bin nett, steht doch auf meiner Maske. Das gute Gewissen mitten ins Gesicht geschrieben. Ich mag diese Maske tatsächlich sehr, aber so schön die unterschiedlichen Abdeckungen unserer Gesichter auch sind, so groß ist eben, wie Silke Hohmann schreibt, das »Materialangebot für die Suche nach einer individuellen Ausdrucksform«, so sehr verschleiern sie doch unsere Mimik und uniformieren uns.

Spannend ist aber, dass durch die Überdeckung der individuellen Mimik auch wieder Chancen der eigenen Neuerfindung entstehen. »Ein geheimbündlerisches Erkennungszeichen der Eingeweihten, bedeutungslos und unauffällig genug für den Nicht-Kenner – der Inbegriff der codierten Mode ...« Die »I warmly smile under this mask«-Masken sehe ich meist an modebewussten jungen Frauen aus Großstädten oder auf Instagram. Das mag an der Größe der Maske liegen, meinem Freund war sie leider zu klein, und auch am Interesse an nachhaltigen Themen und dem Engagement für Ärzte ohne Grenzen. Damit will ich nicht sagen, andere Zielgruppen wären nicht an Mode und umweltfreundlichen Erzeugnissen interessiert, ich vermute jedoch weniger als eben erwähnter Kreis. Kürzlich habe ich »meine« Maske an einer Autobahntankstelle bezahlen sehen. Eine Frau, um die Mitte 30, so alt wie ich also. Wir haben uns einen sanften Augenschlag zugeworfen, so wie sich Motorradfahrer auf der Landstraße unter ihren Helmen zunicken, weil sie beide eine Harley Davidson fahren. Die junge Frau von der Tankstelle und ich: ein Team! We warmly smile or breathe under our masks! Ich habe ihr Kennzeichen nicht mehr gesehen, ich musste bezahlen. Aber ich bin mir sicher, es fing mit K, D, HH oder B an, eben mit dem Anfangsbuchstaben einer Großstadt.

»You cannot not communicate«! Wie auch? Selbst eine einfache Sonnenbrille, die nur die Augen verdeckt, sendet eine Nachricht. Allein schon Form und Farbe, geschweige denn das Label selbst, vermitteln, in welchen Kreisen man sich gerade bewegt oder bewegen möchte. Liam Gallagher zum Beispiel, häufig zu sehen mit Sonnenbrille. Meist dunkel mit der unsichtbaren Aufschrift der Gefühlslage. I don't give a fuck! Das mag nicht ausschließlich am

Modell liegen, aber zumindest unterstützt diese Maskierung die unverwechselbare Gallagher-Aura. Das Schwierigste ist laut Silke Hohmann eben doch, modisch zu schweigen.

Die Produktionen der kleinen und großen Modelabels laufen auf Hochtouren, damit nicht jeder in der Öffentlichkeit mit dem blauen Einweglappen im Gesicht bestraft wird. Die begehrten Modelle waren wochenlang ausverkauft. Auf meine »I warmly smile under my mask«-Maske habe ich zwei Wochen gewartet. Aber seitdem gehöre ich dazu, wie die Frau an der Tankstelle. Mit dieser Maske traut man sich raus, man tut ja Gutes. Meine Masken haben mittlerweile ein eigenes Fach in meinem Kleiderschrank bekommen, so wie die Unterhosen. Sie gehören ja jetzt dazu. Alle vier Modelle tragen sich dem Rest der Gesellschaft gegenüber vertretbar und angenehm, keine hat über 15 Euro gekostet, die mit dem Karomuster hat eine Freundin genäht. Nicht jeder Maskenträger achtet auf Herkunft und Gesellschaftskompatibilität. Die momentan teuerste Maske ist aus 60 Gramm Gold. Sie kostet 4000 Dollar und klemmt in Form einer Nüsschenschale im Gesicht eines reichen indischen Geschäftsmannes. Der Mund ist gerade noch bedeckt, das Kinn kann atmen. Ob der Träger es kann, ist nicht überliefert. Es sind wohl Löcher drin. Ob das goldene Modell schützt? Das wisse der Geschäftsmann nicht, aber Selfies wollen alle mit ihm. Endlich fame, dank Corona!

Wir leben in einer bizarren Zeit, in einem Paralleluniversum, so wie in der dritten Staffel *Dark*. Ist es nicht seltsam, dass wir, die Gesellschaft, die sich mehr und mehr in den sozialen Netzwerken entblößt, nun verhüllt? Die, die vermeidlich schutzlos durchs Netz wabern, sich jetzt mit einer Maske schützen? Wir geben in den sozialen Netzwerken unsere Anonymität auf, laufen aber gleichzeitig total anonym und versteckt mit Maske durch die Welt.

Wir holen uns quasi unseren Instagram-Filter auf die Straße. Künstlerische Freiheit in der Fußgängerzone, dank Sommersprossen auf Stoff. Sie verdeckt mindestens die Hälfte des Gesichts. Dazu noch eine Sonnenbrille und Kopfhörer, schon sind wir unser eigener Avatar, gemeinsam wandelnd mit anderen Avataren auf Abstand im analogen Leben. Eine Masse an unerkennbarer Mimik, mit den Augen lächelnd, und der Privatsphäre hinter der eigenen Gesichtsgardine. Eine der wenigen Chancen auf Mimik-Austausch gibt es momentan an der Ampel. Im Auto sitzend, auf grün wartend und dann dem Golf links neben sich alles an Duckface geben, was man in den letzten Jahren auf Instagram gelernt hat. Was macht das mit uns, dieses sich Schützen im öffentlichen Raum? Mit uns, die ihr Gesicht, ihren Körper, ihren Beruf, ihre Berufung, ihr Wunschdenken so im Netz zur Schau stellen? Mit

uns, die momentan freier in der eigenen Wohnung sind als draußen in der Welt? Wir haben online gelernt, uns zu offenbaren, beherrschen die Kommunikation im Netz, kennen die Codes und die Filter, um nicht unser Gesicht zu verlieren. Offline sind wir gerade unsicher und müssen mit einem Stück Stoff im Gesicht wieder neu lernen, uns auszudrücken, uns zu inszenieren, uns zu zeigen. Der starre Blick überm Stoffrand muss geschult werden, einige erlernen jetzt das Augenbrauenhochziehen neu. Ich bin froh, dass ich es seit Kindertagen kann, zwar nur mit links, aber auch das reicht für ein bisschen Ironie im Corona-Alltag. Manchen unter uns dient die analoge Maske aber auch als Schutz. Nicht als Schutz vor Krankheit, sondern als psychologischer Schutz. Als beruhigende Uniform, die alle gleich macht – jeden Mund, jede Nase, jede Hautoberfläche. Das warm-beatmete Muster im Inneren: dein öffentlicher Rückzugsort, den nur du allein kennst. Mit dem Weichzeichner auf Instagram ist es ähnlich. Das Original-Selfie mit Narben, Pigmentflecken und Hautunreinheiten kennst nur du!

»Nach außen das Gesicht wahren«, eine Redewendung, die sowohl in Zeiten von Corona für uns alle an Bedeutung gewinnt und die vielleicht auch besser verstehen lässt, warum Künstler*innen Maske tragen. Das Gesicht, ein Symbol des Sichtbaren und des Ausdrucks innerer Zustände. Das Nachaußenkehren der Persönlichkeit eines Menschen. Darauf die Maske, dahinter ein Kunstraum mit unendlicher Freiheit. Sie nimmt Ängste und gibt Selbstvertrauen. Sie zeigt Anderen Distanz – zumindest einen Abstand von mindestens 1,5 Metern. Ob Toten- oder Pandakopf, LED-Helm oder aufwendig geschminkt im Bowie-Style, mit Filter oder per GIF aufgesetzter Sonnenbrille: Jede Maske gibt uns ein klein wenig mehr Kontrolle, Kontrolle über die Person, die wir wirklich sind. Lambert hat sich zum Beispiel einige Male nach seinen Konzerten an die Bar unter Leute gemischt und sich ein Bild über sich selbst gemacht. Maskiert als ganz normaler Konzertbesucher. Er ist dabei nicht aufgefallen. »Vielleicht, wenn ich irgendwann singen sollte, nehme ich auch die Maske ab, der Lambert darf das nämlich alles«. Cro auch. Wir dürfen gespannt sein, was sein Pandamaskenbegräbnis bedeutet.

»Künstler arbeiten am authentischsten, wenn sie so weit wie möglich im Verborgenen bleiben – mit einem Minimum an Resonanz von jedweder Art von Publikum«, sagen The Residents, amerikanische Avantgarde-Band aus San Francisco und Rekordmaskenträger seit 42 Jahren. Nicht ein einziges Mal haben sie sich in dieser Zeit enthüllt, nicht einmal dazu Anlass gegeben zu erraten, wer sie sind, eben um die eigene kreative Freiheit zu wahren und auch den Mythos. In den 70ern wurde zeitweise gemunkelt, hinter den Residents

würden sich die Beatles verstecken. Ich glaube das zwar nicht, aber ob das so war, das wissen nur die Residents selber.

Ist das nicht auch irgendwie das Spannende am Künstlerdasein?! Das eigene »Ich« verschleiern, die Realität verzerren, sich selbst spielen aber nicht komplett man selbst sein. Das komplette Aufgehen in einem anderen Ich-Zustand auf der Bühne. Seine Anonymität auf der Bühne zu einer künstlerischen Philosophie erheben, zu einem Prinzip, ich bewundere das.

Es ist ein bisschen wie Satire, die darf ja bekanntlich auch alles. Musiker demnach auch. Aber eben nur dann, wenn sie auf der Bühne oder in Interviews ihre Maskierung tragen. Ohne treffen wir sie aktuell neben uns an der Kasse im Supermarkt, im Gesicht ein Mund-Nasen-Schutz aus Stoff.

